

## Geleitwort

In den textinterpretierenden Disziplinen – wie in allen anderen institutionalisierten Wissenschaften – werden Wissensansprüche erzeugt, vermittelt, bestätigt und kritisiert. Wie das geschieht und wie das geschehen sollte, ist fortwährend Gegenstand der historischen wie der aktuellen Selbstbeobachtung der Disziplinen. Dabei erscheint das Vermitteln weniger als die Handlungskomplexe des Erzeugens, Bestätigens und Kritisierens als genuiner Gegenstand einer anhaltenden methodologischen Reflexion der Tätigkeit der textinterpretierenden Disziplinen. Die interpretierenden Tätigkeiten in den Literatur- und Kulturwissenschaften greifen auf Wissensansprüche unterschiedlicher Form zurück. Zu diesen Formen gehört die Bedeutungszuweisung an etwas, das als sprachliches Artefakt gilt. Jede Bedeutungszuweisung besteht darin, ein makrophysikalisches artifizielles Gebilde mit etwas anderem zu verbinden. Dieser Verbindung sind keine natürlichen Grenzen gezogen, auch wenn bei gegebenen Vorstellungen über die erwarteten Wissensansprüche nicht alle Verknüpfungen gleichermaßen plausibel und tauglich erscheinen. Das hängt nicht zuletzt von den an Texte herangebrachten Fragestellungen sowie der epistemischen Situation, in der man versucht, sie zu beantworten, ab.

Unabhängig von der konkreten epistemischen Situation muss das, was einen interpretatorischen Wissensanspruch bestätigt oder kritisiert, nicht allein in bestimmter Weise unabhängig von ihm erzeugt werden, sondern es muss ihm gegenüber auch einen Anerkennungs- oder Geltungsüberschuss besitzen – das ist eine methodologische Norm, die seit Aristoteles gängig sein sollte. Es ist der Sonderfall der Zurückweisung des Begründens *idem per idem*, und zur Abwehr zirkulärer Begründungen von interpretatorischen Wissensansprüchen war in der klassischen *hermeneutica* unbestritten, dass man keine *rem incertam per aequae incertam* erweisen könne. Die nachklassische Hermeneutik des ausgehenden 19. und 20. Jahrhunderts mit ihrer Stilisierung des hermeneutischen Zirkels als eines Zirkels der Begründung, den niemand zuvor zu dulden bereit war (auch nicht diejenigen, die fortwährend als autoritative Zeugen noch immer angerufen zu werden pflegen), hat diese methodologische Einsicht vergessen, teilt sie nicht (mehr) oder hält sie für unrealisierbar. Das erste ist unverzeihlich, das zweite ein Frage der Ziele des Interpretierens, insofern es als eine gesellschaftlich alimentierte Tätigkeit in Erscheinung tritt, das dritte ist in dieser Allgemeinheit schlicht falsch.

Genau an dieser methodologischen Stelle findet sich der systematische Ort, an dem die Arbeit „Adfection derer Cörper“ von Toni Bernhart weit über das engere Thema

ihres Gegenstandes hinausweist und sie ihre exemplarische Bedeutsamkeit gewinnt. Die Abhandlung stellt in vielfältiger Hinsicht ein Lehrstück für die Tätigkeiten des Textinterpreten dar, nicht zuletzt mit Blick auf den Aufwand und die Vorkehrungen, die erforderlich sind, will man versuchen, die erste Forderung an die philologische Arbeit, also die nach der Unabhängigkeit, zu erfüllen. Das, was Bernharts Untersuchung nicht zuletzt so innovativ erscheinen lässt, ist der Rang, den er in seinem Forschungsdesign der Erzeugung quantitativer Textbeschreibungen einräumt.

Der zunächst orientierende Gedanke – die Rehabilitierung quantitativer Verfahren für die Literaturwissenschaft – gewinnt seinen Sinn genau vor diesem Hintergrund. Es geht, wie der Verfasser erhellend deutlich macht, nicht um die Quantifizierung oder Mathematisierung als solche. Es geht um die Erzeugung von solchen Textbeobachtungen, bei denen die Forderung nach Unabhängigkeit der Überprüfung zu erfüllen versucht wird, indem Herr Bernhart jeden der einzelnen Schritte im Rahmen dieses Erzeugungsprozesses beobachtet und reflektiert. Im Besonderen geht es darum, bedeutungstragende Eigenschaften von Texten – in diesem Fall Farbausdrücke und ihre Verteilung – in der Weise zu konstruieren, dass die im Rahmen der quantitativen Verfahren gewonnenen Informationen unabhängig von Bedeutungszuweisungen sind, welche die ‚Farbigkeit‘ eines Textes betreffen. Die weiteren Verfahrensschritte bestehen dann konsequent in der Darlegung möglicher Verknüpfungen mit diversen anderen Kontexten, die entweder einer Erklärung bestimmter Phänomene dienen oder aber darüber hinaus zu einer Bedeutungsaufladung und -erweiterung solcher Farbausdrücke führen.

In seinen Urteilen über die Bedeutungszuweisungen, die sich durch seine Befunde bestätigen oder kritisieren lassen, erweist sich Herr Bernhart zudem als überaus besonnen. Das resultiert aus der Einsicht, dass die Erzeugung von textuellen Beobachtungen anhand von quantitativen Verfahren in unterschiedlicher Weise selbst kontextuell ist. Die Untersuchung ist auch in dieser Hinsicht ein Lehrstück und darüber hinaus musterhaft in ihrem Aufbau: Sie progrediert von der Festlegung eines minimalen Kontextes, den die benutzten Instrumente brauchen, um auf bestimmte sprachliche Artefakte anwendbar zu sein, über die verschiedenen möglichen Erweiterungen dieser Kontexte bis hin zu solchen Kontextualisierungen, welche es erlauben, die Farbausdrücke zu beispielsweise symbolischen oder allegorischen Bedeutungszuweisungen zu nutzen oder in entsprechende Interpretationen einzubauen.

Toni Bernharts Untersuchung macht einen exceptionellen Aspekt des Interpretierens deutlich: Es ist der *immer* überwältigende Reichtum, den man über die interpersonal reliable Beschreibung von Eigenschaften einem sprachlichen Artefakt zukommen lassen kann (mehr als sich jede vermeintlich ingenüöse Lektüre von Texten träumen

lässt). Zugleich ist es Herrn Bernharts Verdienst, eine Vorstellung davon zu vermitteln, welche komplexen Inferenzprozesse jede noch so plausible Bedeutungszuweisung an ein sprachliches Artefakt voraussetzen. In souveräner Weise und mit großem Engagement hat der Verfasser in dieses Feld hineingeleuchtet - denn er weiß, nicht die ‚Interpretation‘ ist prädestiniert, die fortwährende Suche nach neuen oder weiteren Bedeutungen des (literarischen) Textes zu entzünden, sondern es ist die ‚Beschreibung‘. Aber genau *sie* ist es, die jede Interpretation zu jedem Zeitpunkt als zu wenig komplex erscheinen zu lassen vermag. Diesem Reichtum an Beschreibungsmöglichkeiten jedoch sollte die Interpretation nicht hinterherjagen. Denn die *Maxime*, dass jede Beschreibung des Textes – welchem Typ sie auch angehören, von welcher Art sie auch sein mag – in eine Interpretation zu integrieren sein soll, ist der sichere Weg zur Beliebigkeit des Interpretierens, das mittlerweile von so unerhörter Ingeniosität ist, dass es mit keiner Alimentierung behindern sollte.

Lutz Danneberg